

Konzept, das eine Anschließstelle zwischen ihr und der bildenden Kunst bietet. Welche kreativen Potentiale das Bild des Schleiers auch in der Gegenwartskunst noch freizusetzen vermag, belegt programmatisch das Œuvre des Verpackungskünstlers Christo und seiner Frau Jeanne-Claude, vor allem die vieldiskutierte und -interpretierte Verhüllung des Berliner Reichstags (1995). Während aus der Perspektive der Kunsthistoriker, Kulturwissenschaftler und Religionswissenschaftler dieses Projekt als Anspielung auf kultische und religiöse Verwandlungs- und Transsubstantiationsprozesse verstanden werden kann und verstanden wurde, während es zudem nahelag, Christos verpackten Reichstag als Reflexion über die politische Dimension des Ästhetischen zu deuten – vor allem als Hinweis auf notwendige Erinnerungsarbeit –, rückt gerade vor dem Hintergrund der literarischen Geschichte des Schleiers das Reichstagsprojekt in einen anderen Kontext. Oster spricht von der »mythischen« Struktur der Schleiermetaphorik, welche zu immer neuen Aktualisierungen und Sinnzuschreibungen einlädt und durch keine bestimmte Deutung zu erschöpfen ist.

Osters Monographie zur Metaphern- und Konzeptgeschichte des Schleiers in der europäischen Literatur der Neuzeit stellt eine so profunde und erhellende wie wegweisende Forschungsarbeit dar. Bei der Auswahl der untersuchten Autoren und Texte folgt Oster auf überzeugende Weise dem Kriterium der dichtungsgeschichtlichen Relevanz. Ihre Analysen dieser Texte, auf souveräner Kenntnis der Forschungssituation aufbauend, beleuchten am Leitfaden des Schleierthemas das jeweilige dichterische Selbstverständnis der Autoren zur Geschichte der Selbstmodellierungen und Selbstbespiegelungen von Literatur in ihrer Beziehung zur sichtbaren und zur unsichtbaren Wirklichkeit, zu Räumen der Erfahrung und der Imagination, zum Anwesenden und zum Abwesenden. Ein Wunsch des Lesers (der Leserin) bleibt offen: Je inhalts- und aspektreicher, »panoramatischer« und vielseitiger literarhistorische Darstellungen komplexer Zusammenhänge sind, desto nützlicher sind Register, zumindest Namenregister.

Monika Schmitz-Emans

Volker Pantenburg u. Nils Plath (Hg.): *Anführen – Vorführen – Aufführen. Texte zum Zitieren*, Bielefeld (Aisthesis) 2002. 291 Seiten.

Das Zitieren ist eine Tätigkeit, die sowohl dem schriftstellerischen als auch dem wissenschaftlichen Umgang mit Literatur eigen ist. Zitiert wird nicht nur etwa von Thomas Mann, wenn die kleine Toni zu Anfang der Buddenbrooks frei aus dem Katechismus vorträgt und so dieser Text in den Mannschen Roman montiert wird, sondern das Zitieren gehört auch zu den Praktiken der Literaturwissenschaft, nur dass hier das Zitat »[...] im Schriftsatz meist durch Anführungszeichen oder Kursive kenntlich gemacht und erforderlichenfalls mit Quellenangabe versehen [ist]« (Wilpert: *Sachwörterbuch der Literatur*, Stuttgart 1989, 1050).

Die literaturwissenschaftliche Forschung beschäftigt sich primär mit dem künstlerischen Verfahren des Zitierens; Auseinandersetzungen mit der wissenschaftlichen Form des Zitierens, wie etwa in einem Kapitel von Susanne Holthuis' Buch *Intertextualität* (Tübingen 1993) geschehen, sind eher selten. Häufiger erkennen Arbeiten wie Herman Meyers *Das Zitat in der Erzählkunst* (Stuttgart 1961) in der Zitatform einen literarischen Kunstgriff, welcher eine Spannung zwischen Assimilation und Dissimilation des Zitats erzeugt, d.h. das Zitat wird als Teil des Textes, aber auch als Fremdkörper im Text verstanden.

Dass das Zitat als ein Fremdkörper auftritt, bezeichnet aber nicht nur eine seiner ästhetischen Eigenschaften, sondern legitimiert darüber hinaus rechtlich das Zitieren, denn nur wenn das Zitat als ein Fremdkörper von dem ihm umgebenden größeren Textkorpus unterschieden werden kann, ist es zulässig; sind übernommene Textteile nicht erkennbar, so liegt ein Vergehen, ein Plagiat vor. An dieser juristischen Implikation des Zitats ist bereits zu sehen, dass das Zitat nicht nur als die einfachste und eindeutigste Form von Intertextualität betrachtet werden darf (vgl. Holthuis 1993, 92; Genette: *Palimpseste*, Frankfurt/Main 1993, 10), sondern dass es auch an ein komplexes Netz von ästhetischen, sozialen und wissenschaftlichen Konventionen gebunden ist, die den zitierenden Umgang mit Texten regeln.

Die Beiträge des Sammelbandes *Anführen - Vorführen - Aufführen. Texte zum Zitieren*, herausgegeben von Volker Pantenburg und Nils Plath, gehen diesem feinen Netz kultureller Praktiken nach, die an das Zitieren angeschlossen sind. Im Mittelpunkt der Beiträge steht weniger der Begriff der Intertextualität, es werden stattdessen Arten und Weisen des Zitierens an-, vor- und aufgeführt. Die Beiträge setzen sich dementsprechend mit den Verfahren und Bedingungen des Zitierens auseinander, sie gehen den Technologien, dem Wiederholungs-/Gedächtnis-Charakter des Zitats nach und führen das Zitieren performativ vor. Sie zeigen aber auch, in welchen Momenten das Zitat den Text stört, in den es eingefügt ist.

In dem einleitenden Artikel *Aus zweiter Hand* verstehen die Herausgeber Zitieren als eine zentrale Operation bei der Produktion von Texten, wobei es zu einer Vernetzung von Schreibpraktiken und Körpern bzw. Händen komme. Hände werden von ihnen als Schnittstellen erkannt, in denen Textrezeption und -produktion ineinanderlaufen. Am augenscheinlichsten trete dies beim Abschreiben, beim Zitieren hervor, also bei dem Prozess, in dem Schreiben und Lesen konvergieren. Die Schreibhand sei es dann auch, die mit der Unterschrift den Prototyp des Zitats liefere. Die Unterschrift wiederhole ein handschriftliches Unikat, das mit seiner Einzigartigkeit und Wiederholbarkeit die urheberrechtliche Sicherheit garantiere, die auch beim Zitat als Markierung immer anwesend sein müsse, um dem Plagiatsvorwurf zu entgehen. Diese Wiederholung der handschriftlichen Signatur reproduziere aber nicht unmittelbar ein Original, sondern unterliege immer Veränderungen; ebenso wird Zitieren von den Herausgebern nicht als eine statische Wiederholung, sondern als ein Montageverfahren verstanden, das erst im Kontext seine Bedeutung entfaltet.

Eine Reihe von Beiträgen dieses Sammelbandes schließt an die Diskussion der medialen Voraussetzungen des Zitierens an und geht ihren diskursgeschichtlichen Verzweigungen nach. Volker Pantenburgs Beitrag *Zeichen setzen. Zur Geschichte der Anführungszeichen* untersucht die typographischen und handschriftlichen Ursprünge der Anführungszeichen und fragt, welche ästhetischen, juristischen und epistemologischen Konsequenzen diese graphischen Markierungen haben. Er betrachtet die typographische Praxis des 16. und 17. Jahrhunderts, um die Ökonomie des zitierenden In- und Exports von Texten aufzuzeigen. Mit einer anderen technologischen Voraussetzung des Zitierens beschäftigt sich Markus Krajewski in seinem Beitrag *Zitatzuträger. Aus der Geschichte der Zettel/Daten/Bank*. Nicht nur die Form der Markierung von fremden Texten gehört zu den Bedingungen des Zitats, Ausschnitte fremder Texte möchten auch organisiert und so zugänglich gemacht werden. Dies geschieht mit Zettelkästen; nur durch sie könne eine Wiederholung des Zitats, ein Rückgriff in das Archiv, ermöglicht werden.

Um die juristischen Diskursregeln des Zitierens geht es in Nils Plaths Beitrag *Prozeßmitschrift*. Plath thematisiert am Beispiel des Gerichtsprozesses um Brechtzitate in Heiner Müllers *Germania 3* die rechtlichen Implikationen, die an die literarische Praxis des Zitierens angeknüpft sind. Plath zeichnet den Weg durch die Gerichtsinstanzen nach und betrachtet die in diesem Prozess inszenierte Verschränkung von literarischem und juristischem Diskurs.

Zu der nächsten Gruppe von Beiträgen, welche die Verbindung von Erinnern und Zitieren thematisieren, gehört Achim Hölterers Text *Gedächtnis-Fluß und Brücken-Verfall*. Ausgangspunkt seiner Analyse bildet ein Interview in der Wochenzeitung *Die Zeit*, in dem die befragte Fotografin Nan Goldin einen literarischen Text anführt. Hölter geht auf die Suche nach der Quelle des Verweises, um festzustellen, dass es sich bei Goldins Zitat um eine starke Entstellung des zitierten Textes (einer Erzählung von Ambrose Bierce) handelt. Angeregt von diesem Befund stellt Hölter die Frage nach den Mechanismen, die bei dieser Art von produktiven Pseudozitaten am Werk sind. Auch Bettine Menke untersucht in ihrem Aufsatz *Zitat, Zitierbarkeit, Zitierfähigkeit* die Konstellation Zitat/Gedächtnis. Sie beschreibt das Zitat als paradigmatischen Fall des Erinnerns, weist jedoch daraufhin, dass der Modus des Zitierens eine problematische Gedächtnisleistung darstelle. Menke sieht im Zitat eine Doppelbewegung: Das Zitierte verweise weder einfach auf seine Quelle zurück, noch sei es vollständig Teil des Textes in dem zitiert werde. Das Zitat gehöre weder der Gegenwart noch der Vergangenheit eines Textes an, es stehe gespensterhaft auf der Schwelle.

Anschließend an die Problematisierung der Iterabilität des Zitats kreisen eine Reihe von Beiträgen um die Zitierpraxis Jacques Derridas. In dem Aufsatz *Der Spuk der Zitate: ›...eine Serie von Kontiguitäten...‹* geht Julian Wolfrey dem *spec-tre* nach. Zitieren wird auch von ihm als eine Grundoperation des Schreibens verstanden. Er beschreibt, wie sich immer wieder Spuren anderer Texte beim Schreibprozess in den gerade entstehenden Text einfügen. Wiederholung, Wiederkunft (*revenance*) und Iterabilität werden als Faktoren betrachtet, die dem Schreiben unterliegen und es erst ermöglichen. Diese spurenhafte Anwesenheit

des Zitats wird jedoch ähnlich wie bei Menke nicht als Präsenz, sondern als ein Oszillieren verstanden, das die Gegenwart des Textes stört oder vielmehr heim sucht. Peter Krapp beschäftigt sich in seinem Beitrag *Wer zitiert sich selbst? Notizen zum Suizitat* mit einer anderen Form der Heimsuchung. Zunächst diskutiert Krapp ausführlich Reaktionen auf Derridas Buch *Marx' Gespenster*. Diese Besprechungen stellen zumeist fest, dass Derrida im *Gespenster*-Buch seine erste nennenswerte Auseinandersetzung mit Marx führe. Nun stellt Krapp dem die These entgegen, dass das gesamte Buch Derridas beinahe eine reine Kompilation von Selbstzitaten aus früheren Texten sei. Ausgehend von diesem Befund entwickelt Krapp eine »Verschwörungstheorie«, die im Selbstzitat eine Technik des *Ghostwritings* erblickt. Die Bedingung des Selbstzitats sei, dass man einen bestimmten (den eigenen) Stil nachahmen, ein bestimmtes (das eigene) Vokabular benutzen, eben aus anderen (eigenen) Texten zitieren könne. Ist Selbstzitation möglich, so werde jeder Text besonders eines vielschreibenden Autors immer wieder von dem Verdacht heimgesucht, ein Plagiat zu sein.<sup>1</sup> Krapp betont allerdings, dass diese Annahme nicht nur eine paranoide Verschwörungstheorie darstelle, sondern die Position des Autors dekonstruiere: ein Selbstzitat setzt zwar eine Autorreferenz, aber dieses Zitat stelle eben auch diese Autorschaft in Frage.

Die Texte von John Leavey (*Gegenzeichnungen. Übersetzung und ›Pas‹*) und von David Wills (*Genf, 1918*) gehen in der Auseinandersetzung mit Derrida von einem anderen Schwerpunkt als dem *spectre* aus. Leavey weist Derrida im Text *Pas* einen Zitierfehler nach und untersucht die Prozesse und Mechanismen dieser Transformation. Er stellt fest, dass dieser Fehler vielmehr ein Arrangieren sein könne, das als Gegenzeichnung das Zitat verantworte. Wills hingegen deckt keinen Zitationsfehler, sondern einen Verstoß gegen die Zeichensetzung in Derridas *Postkarte* auf. Eine nicht wieder geschlossene Klammer ›{‹ dient Wills als Ausgangspunkt für einen Übersetzungskommentar zu Derridas Text, der immer wieder von der problematischen Übersetzbarkeit dieses diakritischen Zeichens ausgeht.

Anschließend an Judith Butlers dekonstruktive Verfahren beschreibt Stephanie Kratz in ihrem Beitrag *›Meine lieben Zitate‹. Von babylonischen Mauern, Nachbarskindern und fremden Planeten bei Elfriede Jelinek*, Geschlechterkonstitution als eine Zitierpraxis, wobei sie im Zitieren ein Verfahren sieht, das maßgeblich an der Produktion einer männlich kodierten Autorinstanz beteiligt sei. Kratz verweist auf das Problem, dass wenn zitieren können und zitierbar sein zu können ein männlich kodierter Prozess sei, eine Autorinneninstanz nicht einfach dadurch erzeugt werden könne, dass eine Schreibende sich diesem Spiel unterwerfe. Wie kann nun die Schriftstellerin im Feld der Literatur positioniert werden? Als Modell schlägt sie einen »Zitations-Exzess« vor, der die Grenzen

1 In radikaler Engführung dieser Annahme fragt Krapp, ob spätere Bücher Derridas (in denen ein Selbstzitat durch Wiederholung erst möglich wird) wirklich von Derrida und nicht etwa von Heiner Müller stammen: »Die letzte Verschwörungstheorie munkelt, daß *Marx' Gespenster* nicht von Derrida, sondern von dem bei Derrida bis dahin nie zitierten Dramatiker Heiner Müller geschrieben wurde.« (127)

zwischen Text und Intertext implodieren lasse. Ein Verfahren, das sie in Elfriede Jelineks Texten verorten kann.

Thomas Schestag geht in seinem Beitrag *Novelle. Zu Gottfried Kellers ›Romeo und Julia auf dem Dorfe‹* der Spannung zwischen novellistischem Erzählen und intertextuellen Verweisen nach. Schestag weist daraufhin, dass Keller sich gegen die Vorstellung wehrt, dass seine Novelle eine Nachahmung sowohl einer heranzitierten Zeitungsmeldung (die nach Keller der eigentliche Anstoß für die Niederschrift der Novelle gewesen sei) als auch des Shakespeareschen Dramas sei. Nach Schestag rekurrieren Kellers Text, das Geschehen des Zeitungsartikels und das Drama auf eine Fabel, die zwar vorliege, »[...] aber als untergrundliegende Fabel nicht exhumiert und vorgetragen werden [könne].« (207)

In Eckhard Schumachers Text *Klagenfurt, Schnitte* wird zitierendes Wiederholen nicht thematisiert; Schumacher wiederholt selbst. Wieder und wieder treffen wir auf Zitate, die doch nur das eine Ereignis beschreiben. Ich zitiere: »Rainald Goetz ritzte sich, wie inzwischen schon ungefähr zweitausend Mal erzählt, beim Ingeborg-Bachmann-Wettlesen von 1983 die Stirn auf und wurde mit diesem einen Schnitt berühmt...« (284) Schumacher beschränkt sich auf das bloße Montieren von Texten aus einem Zeitraum von zwanzig Jahren, die dieses Ereignis spiegeln und kommentieren. Erhard Schüttpeitz stellt in ähnlich verkürzter Form nicht Texte aus dem Feuilleton zusammen, sondern versammelt in seinem 61 Punkte umfassenden Kompendium *Sartor Resartus* Bemerkungen, in denen er Zitieren als Basisoperation von Philologie beschreibt.

Ziel des vorliegenden Sammelbandes ist es, Zitieren als eine eben solche Basisoperation nicht nur der Philologie oder Literatur, sondern auch des Schreibens überhaupt zu charakterisieren. Innerhalb der Beiträge lassen sich dabei vor allem zwei Schwerpunkte ausmachen. Zum einen gibt es Aufsätze, die mit einem archäologischen Interesse den technologischen, politischen und kognitiven Problemen des Zitierens nachgehen. Sie zeigen Praktiken auf und analysieren die Schnittstellen zwischen Text und Zitat. Sie fokussieren nicht so sehr die Bedeutungskonstitution durch Zitate in Texten, sondern untersuchen die medialen Implikationen dieser Schreibtechnik. Zitieren wird somit nicht als rein literarisches oder literaturwissenschaftliches Verfahren verstanden. Zitieren stützt sich zudem auf eine Menge technologischer Hilfsmittel (wie Zettelkästen) oder sozialer Konventionen (wie dem Urhebergesetz), die es an weitere diskursive Praktiken anschließt. Das Zitat, das dem Bereich der Intertextualität zugeordnet ist, wird von diesen Beiträgen äußerst produktiv auf mediale Problemfelder umgestellt, die auch als Modell für neue Fragestellungen in der Intertextualitätsdebatte fruchtbar gemacht werden können, beispielsweise könnte untersucht werden, wie und ob auch andere Formen von Intertextualität, etwa die Parodie oder das Pastiche ebenfalls durch mediale Entwicklungen beeinflusst oder auch erst ermöglicht werden.

Die Beiträge, die den zweiten Schwerpunkt bilden, betrachten Zitieren aus der Perspektive der Dekonstruktion. Auch sie beschreiben nicht einfach intertextuelle Vererbungsprozesse, sondern verschieben vielmehr ihr Interesse auf die Frage, inwiefern eine zitierende Genetik immer mit Misstrauen betrachtet werden

sollte. Diese Artikel setzen sich zwar mit Problemen aus dem Bereich der Intertextualität auseinander, aber auch hier geht es weniger um eine Taxonomie von Zitierformen. Wichtiger ist es, die Störungen und Probleme, die Zitate in Texten hervorrufen, zu analysieren. Was diese Artikel thematisieren ist nicht primär eine Verweisstruktur, es sind die Momente in denen die Verweise problematisch werden.

Der Leser dieses Sammelbandes wird mit einer zentralen Schwierigkeit konfrontiert. Die Beiträge folgen nur in einer lockeren Reihenfolge aufeinander, es werden keine systematische Untergruppen benutzt um den Band zu strukturieren. Zu diesem freien Spiel kommt hinzu, dass keine Theorie des Zitates entwickelt wird. Die Herausgeber begründen dies in der Einleitung als explizite Strategie: »Es ist die oft reproduzierte Vorstellung von der Einheit eines Textes, die gerade im Zitieren grundsätzlich in Frage gestellt wird. Die hier in einen Zusammenhang gestellten Einzellektüren, keine davon ein Vorschlag für eine ›Theorie des Zitats‹ und jede von ihnen dennoch eine Erörterung zur Theorie des Zitierens, führen das auf offensive Weise vor. Sie zeigen, wie jedes Zitat den ›eigenen Text‹ für ›fremde‹ Texte öffnet und in das vermeintlich unisono argumentierende Sprechen weiterer Stimmen einführt.« (21-22) Das Interesse der Herausgeber gilt also nicht einer geschlossenen Theoriebildung, sondern zielt auf einen performativen Effekt. Dieser Effekt liegt in der Art und Weise begründet, in der die Texte dieses Bandes zusammenspielen. Auch wenn die Artikel in kein systematisches Netz gegliedert sind, kreisen die Beiträge doch um Gravitationszentren, wie etwa Derridas Gespenst, den Autor Heiner Müller oder das Verhältnis von Eigenem und Fremden. Dies führt dazu, dass es innerhalb des Sammelbandes an einigen Stellen zu Überschneidungen kommt. Dies ist jedoch dann kein Manko, wenn man die Texte als ein Teil eines Spiels begreift, welches verdeutlicht, dass immer wo geschrieben auch in der Tat bereits zitiert wird.

Der Sammelband kann und will sich selbst diesem Spiel des zitierenden Schreibens nicht entziehen und tritt so mit seiner selbstreferentiellen Struktur an den Leser heran. Dieser wird durchgängig dazu angehalten, die Ergebnisse der Beiträge durch die gleichzeitige Vorführung in der Zitierpraxis dieser Artikel nachzuvollziehen. Die Beiträge untersuchen nicht nur die Prozesshaftigkeit des Zitats, sondern reflektieren das Zitieren im eigenen Zitieren. Es ist richtig, dass diese Struktur auch in anderen Auseinandersetzungen mit dem Zitat implizit immer angelegt ist, aber Pantenburg und Plath stellen diesen Umstand sichtbar aus. Es geht ihnen eben nicht nur darum, den Vorgang des Zitierens äußerlich zu beschreiben, sie wollen zudem das Anführen von Texten auch innerhalb der zitierenden Texte als Schreibpraxis vorführen. Ziel des Sammelbandes ist es also nicht nur zu beantworten, was geschieht wenn zitiert wird, sondern das eigene Schreiben, Lesen und Zitieren angesichts dieser Beiträge auf den Prüfstand zu stellen.

*Arndt Niebisch*